



Aké, Jahre der Kindheit

Von Wole Soyinka

All das überwucherte, hügelige Gelände gehört zu Aké. Wir empfanden mehr als bloße Loyalität gegenüber dem Pfarrhaus und daraus erwuchs - nicht ohne stillen Groll - die Frage, warum es Gott gefiel, von der profanen Höhe Itokos aus auf seine fromme Zweigstelle, das Pfarreigelände, hinabzuschauen. Denn dort, fast auf dem Gipfel des Berges, gab es auch den geheimnisvollen Pferdestall des Chiefs mit seinen richtigen Pferden. Dahinter scherte dann der schwindelerregende Pfad ab, führte von einem lärmgefüllten Markt zum nächsten und gab schließlich über Ibàràpa und Ita Aké den Blick frei bis hinein in die tiefsten Schlupfwinkel des Pfarregrundstücks.

An diesen Tagen wurde die steile Anhöhe von Itoko eins mit dem Himmel. Wenn Gott vielleicht auch nicht wirklich dort oben wohnte, so gab es doch kaum Zweifel, daß er zuerst auf diesen Gipfel herabstieg, ehe er mit gigantischem Schritt über die schnatternden Märkte setzte - die es wagten, am Sonntag Waren feil zu bieten - und die Kirche von St. Peter betrat. Danach besuchte er das Pfarrhaus

und nahm mit dem Kanonikus den Tee. Immerhin gab es den kleinen Trost, daß er, trotz der Versuchung, zu Pferde herabzukommen, niemals zuerst beim Chief einkehrte, denn der war als Heide bekannt. Nie sah man den Chief bei einem Gottesdienst, außer am Jahrestag der Krönung des Alake.

Nein, Gott schritt zur Morgenandacht geradewegs auf St. Peter zu, verweilte kurz zur Mittagsmesse, behielt sich seine feierlichste und exotischste Audienz aber für die Abendandacht vor, die zu seinen Ehren immer auf englisch abgehalten wurde. Dann tönte die Orgel dunkel, rauchig-sonor; zweifellos wollte sie mit diesem Timbre eines *egungun* ihren normalen Klang Gottes eigener Grabesstimme angleichen, mit der er auf die ihm dargebotenen Gebete antwortete.

Nur das Haus des Kanonikus konnte dem allwöchentlichen Gast Herberge bieten. Schon allein, weil es das einzige mehrstöckige Gebäude im Pfarreigelände war, quadratisch und massig wie der Kanonikus selbst, durchlöchert von schwarzen, holzgerahmten Fenstern. Bishops Court war auch ein mehrstöckiges Gebäude, aber es wohnten nur Schüler darin, und folglich war es kein Haus. Vom obersten Stock im Hause des Kanonikus aus konnte man fast dem Gipfel von Itoko direkt ins heidnische Auge blicken. Das Haus stand auf dem höchsten bewohnten Punkt im Pfarreigelände, es war knapp hoch genug, das Tor zu überragen. Seinen Rücken kehrte es der Welt der Geister zu, die den dichten Wald bewohnten und die die Kinder verjagten, die zu tief in den Wald eindringen auf der Suche nach Feuerholz, Pilzen und Schnecken.

Das quadratische weiße Haus des Kanonikus war ein Bollwerk gegen die Bedrohung und Belagerung durch die Waldgeister.

Seine Rückfront bildete die Grenze ihres Territoriums, die verhinderte, daß sie sich gegenüber der Welt der Menschen Freiheiten herausnahmen.

Nur die Klassenzimmer der Volksschule teilten diese Nähe zum Wald, und sie standen nachts leer.

Umgeben von rauh verputzten Mauern, mit seinen fensterlosen Rückfronten, seinen Felstumuli, die die riesigen Bäume vergeblich zu verdecken suchten, gab

sich das Pfarreigehöft von Ake mit seinen Wellblechdächern den Anschein einer Festung. In ihrem Schutz turnten wir nach Herzenslust zwischen den überlappenden und auseinanderklaffenden Dachflächen herum, kletterten in den steil abfallenden Felswänden, krabbelten ins Unterholz und in das plötzlich sich auftuende Versteck der gepflegten Obsthaine- Der Hibiskus wucherte üppig. Schwer hing der Duft von Zitronenblättern, Guavas und Mangos in der Luft, mitunter war sie direkt klebrig vom Saft der *boum-boum* und den Absonderungen des Regenbaums.

Die Schulhöfe waren von diesen Regenbäumen mit ihren weit ausladenden schattenspendenden Zweigen gesäumt. Nadelpinien reckten sich über die Akazien, und die Bambuswälder hielten uns in ständiger Alarmbereitschaft; wenn die Riesenschlangen die Wahl hatten, dann suchten sie sich in den dichten Bambus Stauden einen Wohnplatz.

Zwischen der linken Flanke des Hauses des Kanonikus und dem Schulspielplatz lag - der Obstgarten. Viel zu artenreich, viel zu verschwenderisch ausgestattet, um nur schlicht ein Obstgarten genannt zu werden, es war ein Obstparadies. Hier gab es Pflanzen und Früchte, die den Garten zu einer Fortsetzung der Bibelstunde der Sonntagsschule machten. Unbestrittener König des Obstgartens war der Granatapfel, der nicht aus einem Samenkorn gewachsen war, das die Steinkirche gesät hatte, sondern aus der Saat der lyrischen Sonntagsschule - denn es war dort in der Sonntagsschule, wo die wirklichen Geschichten erzählt wurden, Geschichten, in denen die Ereignisse zum Leben erwachten, Geschichten, die die Zeitgrenzen des Sonntags und die Bibelseiten überschritten, die in die Welt der Fabelländer und richtiger Männer und Frauen eindringen.

Diese Frucht, die aussah und sich anfühlte, als habe sie ein Herz aus Stein, öffnete uns die Keller des Ali Baba, befreite den Geist aus Aladins Wunderlampe, schlug die Saiten der Harfe, die Davids verwirrte Sinne heilte, teilte die Wasser des Nil und erfüllte das Pfarreigehöft mit Weihrauch aus dem düsteren Tempel Jerusalems.

Er wachse nur im Obstgarten, sagte der Gärtner. Der Granatapfel sei ein Fremdling auf dem Boden des Schwarzen Mannes, aber irgendein früherer Bischof, ein Weißer,

habe die Samen mitgebracht und sie im Obstgarten gepflanzt. Wir fragten, ob es *der* Apfel sei, aber der Gärtner lachte nur und sagte nein. Er wurde für total unwissend erklärt. Es war völlig klar, daß nur der Granatapfel der Apfel sein konnte, der Adam und Eva um die Freuden des Paradieses gebracht hatte.

Schwärme von Fledermäusen bevölkerten den Feigenbaum; ihr samengespickter Kot lag noch vor der Abenddämmerung festgebacken auf Steinen und Wiese, auf dem Pfad und den Büschen.

Ein immergrüner Baum, weich und üppig wuchernd, stand an der Grenze zwischen dem Spielplatz und dem Grundstück des Buchhändlers und trotzte dem Harmattan; von dort her war das Pfarreigelände mit dem unermüdlichen Konzert der Webervögel erfüllt.

Böses ist dem Pfarreigelände von Ake widerfahren. Das Land ist ausgewaschen, der Rasen kahl, alles Geheimnisvolle ist aus den verschwiegenen Talmulden gewichen. Einst offenbarte jeder Tag ein neues, unentdecktes Versteck, eine Felshöhle, ein dichtes Gebüsch, eine Schneckenkolonie. Das Autowrack steht noch, wo es einst aufgebockt wurde; die Kinder kletterten darin herum und unternahmen Reisen in ferne Fabelländer. Jetzt ist es nur noch ein abgetakeltes Gestell, rostige Höhlen seine Augen, das Drachengesicht zusammengefallen vom fortschreitenden Zahnausfall. Unter der Motorhaube gedeihen fette Unkräuter und glänzende Schlangen. Die noch stehenden Häuser - Häuser, die einst das innere Festungsgemäuer des Pfarreigehöfts von Ake bildeten - sind jetzt alte Kisten in einer geräumten Landschaft, voller Risse, preisgegeben und ohne Widerstandskraft.

Und die Stimmungen sind dahin. Selbst die offenen Wiesen und breiten Pfade, gesäumt von gekalkten Steinen, Lilien und Zitronengrasbüscheln, wechselten von Jahreszeit zu Jahreszeit, von Werktag zu Sonntag, von Sonnenaufgang zu Sonnenuntergang ihren Charakter. Und das von den Wänden im unteren Pfarreigelände widerhallende Echo nahm mit den wechselnden Jahreszeiten neue Klangfarben an, änderte sich, wenn sich die Wiesen leerten und sich die Schüler mit den beginnenden Ferien zu ihren Eltern verstreuten.

Wenn ich mich auf die Wiese vor unserem Haus legte, das Gesicht zum Himmel gewandt, den Kopf in Richtung BishopsCourt, dann zeigte jedes ausgestreckte Bein auf ein umzäuntes Grundstück im unteren Pfarreigelände. Ein Teil der Anglikanischen Mädchenschule nahm einen dieser unteren Bereiche ein, der andere Teil der Schule hatte von BishopsCourt Besitz ergriffen. Im Erdgeschoß lagen die Klassenzimmer der jüngsten Schülerinnen und ein Schlafsaal, davor war ein Obstgarten angelegt, mit Papayas, Guaven, Bambus und wildem Unterholz.

Während der Regenzeit fand man hier immer Schnecken. Auf dem anderen Grundstück lebte der Missionsbuchhändler, ein runzlicher Mann mit einer gelassen-heiteren Frau, deren geräumiger Rücken uns allen irgendwann einmal Platz bot, die Welt zu betrachten oder an ihm zu schlafen. Durch dieses Grundstück führte eine Abkürzung zur Straße nach Ibarà, Lafenwá und Igbein mit seinem Gymnasium, über das Ransome-Kuti die Aufsicht führte und wo er auch mit seiner Familie lebte.

Auf dem Grundstück des Buchhändlers war die einzige Quelle des Pfarreigeländes; während der Trockenzeit blieb dieser Ort niemals verlassen.

Und sein Boden schien die einzigen Kokospalmen hervorbringen zu können.

BishopsCourt im oberen Pfarreigelände ist nicht mehr. Bischof Ajayi Crowther trat manchmal aus den Blütentrauben der Hortensien und Bougainvilleen hervor, ein Gnomengesicht mit vorquellenden Augen, das uns zuerst als steife Fotografie vom Einband seiner Lebensgeschichte angestarrt hatte.

Er hätte, so sagte der Lehrer, in BishopsCourt gelebt, und seit ich das wußte, spähte er mir aus den Kletterpflanzen heraus nach, wenn ich auf einem Botengang zu unserer Großtante, Mrs. Lijadu, an dem Haus vorüber mußte.

BishopsCourt war jetzt das Wohnheim der Anglikanischen Mädchenschule und gab für uns einen extra Spielplatz während der Ferien ab.

Der Bischof saß still auf der Bank unter dem hölzernen Vorbau vor dem Eingang, seine Gewänder waren über und über mit den Ranken der Bougainvilleen bedeckt. Als ich näher herankam, wandelten sich seine Augen in leere Höhlen. Meine

Erinnerung schweifte zu einer anderen Fotografie, auf der er einen klerikalen Anzug mit Weste trug, und ich fragte mich, was wohl am Ende der Silberkette hing, die in einer der Westentaschen verschwand. Er grinste und sagte, komm näher, ich will es dir zeigen. Während ich mich dem Vorbau näherte, zog er an der Kette, bis eine kugelrunde Taschenuhr zum Vorschein kam, die massivsilbern glänzte. Er drückte auf ein Knöpfchen und der Deckel sprang auf, doch es zeigten sich nicht Glas und Zifferblatt, sondern ein tiefer, wolkengefüllter Raum.

Der Bischof blinzelte mit einem Auge und es fiel aus seinem Gesicht in die Schale der Uhr. Dann blinzelte er mit dem anderen Auge und es folgte dem ersten in das Uhrgehäuse. Er ließ den Deckel wieder zuschnappen, ruckte und wurde kahl, seine Zähne verschwanden, seine Haut rollte sich zurück, bis die gebleichten Backenknochen entblößt lagen. Dann stand er auf und kam, während er die Uhr wieder in die Westentasche steckte, einen Schritt auf mich zu. Ich rannte nach Hause.

BishopsCourt, so schien es manchmal, wollte dem Haus des Kanonikus den Rang streitig machen. Es sah wie ein Hausboot aus, trotz seines Schutzwalls aus gekalkten Steinen und seiner reichen Blütenpracht. Dazu wurde es noch überschattet von diesen allgegenwärtigen Felsen, aus deren Klüften, wie durch ein Wunder, hohe, dickstämmige Bäume wuchsen. Wolken zogen sich zusammen, und die Felsen verschmolzen mit ihren vertrauten grauen Wirbeln; dann warf es die Bäume hin und her, bis sie schwebend über BishopsCourt zu stehen schienen. Doch geschah dies nur bei heftigen Stürmen.

BishopsCourt, anders als das Haus des Kanonikus, grenzte nicht unmittelbar an die Felsen oder den Wald. Die Spielplätze der Mädchen lagen dazwischen, und wir wußten, daß diese Pufferzone schon immer bestanden hatte. Bischöfe hatten offensichtlich keine Neigung, die Geister herauszufordern.

Daß mir Bischof Ajayi Crowther mit seiner eigentümlichen Verwandlung einen solchen Schrecken eingejagt hatte, bestätigte nur, daß Bischöfe selbst, sobald sie gestorben waren, in das Reich der Geister und Spukgestalten eingingen.

Der Kanonikus konnte sich nicht so vor meinen Augen auflösen, auch nicht Hochwürden J. J., der einst das Haus bewohnt hatte, vor vielen Jahren, als meine Mutter noch ein Kind war wie wir heute.

J. J. Ransome-Kuti hatte zu seinen Lebzeiten sogar einige Geister auf ihren Platz zurückverwiesen; meine Mutter konnte es bestätigen.

Sie war seine Großnichte, und ehe sie in unser Haus zog, hatte sie im Haushalt von Hochwürden J.J. gelebt. Ihr Bruder lebte auch dort und wurde von allen als *òrò* anerkannt, weshalb er auch in den Wäldern wie zu Hause war - sogar bei Nacht. Einmal allerdings ist er wohl zu weit gegangen.

»Sie waren schon mal zu uns gekommen«, sagte sie, »um sich zu beschweren. Wohlgemerkt, sie kamen nicht wirklich bis auf unser Grundstück, sie blieben weit weg stehen, genau da, wo der Wald endet. Ihrem Anführer sprühten wild die Funken aus dem Kopf, es sah so aus, als sei sein Kopf ein einziger Funkenball - nein, halt, ich bringe ja zwei ganz verschiedene Sachen durcheinander -, das war erst beim zweiten Mal, als er uns bis nach Hause jagte. Beim ersten Mal haben sie nur einfach einen Abgesandten geschickt. Er war ziemlich klein, dunkel und rußigsschwarz. Er kam bis an den Garten hinterm Haus und stand da und befahl, daß man Hochwürden rufe.

Es war, als habe der Onkel seinen Besuch erwartet. Er kam aus dem Haus und fragte ihn, was er wolle. Wir duckten uns alle in der Küche zusammen und spähten hinaus.«

»Wie klang seine Stimme? Sprach er wie ein *egungun*?«

»Darauf komme ich gleich. Dieser Mann, doch, ich glaube, man kann schon sagen, daß es ein Mann war. Obwohl er kein wirklich menschliches Wesen war. Sein Kopf war viel zu groß und die Augen hielt er zu Boden gerichtet. Er sagte, er sei gekommen, um über uns Meldung zu machen. Sie hätten nichts dagegen, wenn wir in den Wald kämen, aber in das Gebiet hinter

den Felsen bei der dichten Bambusstaude am Fluß dürften wir nicht eindringen.«

»Und was hat der Großonkel gesagt? Und du hast noch immer nicht gesagt, wie seine Stimme geklungen hat.«

Tinu blickte mich mit den Augen der älteren Schwester an.

»So laß Mama doch ihre Geschichte in Ruhe zu Ende erzählen.«

»Du willst immer alles ganz genau wissen, was? Also gut, seine Stimme klang genau wie die deines Vaters. Bist du jetzt zufrieden?«

Ich glaubte es nicht, aber ich ließ es durchgehen.

»Erzähl weiter, was hat der Großonkel dann gemacht?«

»Er rief uns alle zusammen und warnte uns, den Ort nie wieder zu betreten.«

»Und trotzdem seid ihr wieder hingegangen?«

»Na ja, du kennst doch deinen Onkel Sanya. Er war verärgert. Schon allein, weil es da drüben auf der anderen Seite des Baches die fettesten Schnecken gab. Also maulte er, daß diese *oro* einfach selbstsüchtig seien und er ihnen schon zeigen würde, mit wem sie es bei ihm zu tun hätten. Na ja, und genau das hat er getan. Etwa eine Woche später führte er uns wieder an den Ort.

Wir sammelten einen ganzen Korb voll Schnecken und noch einen halben, die größten Schnecken, die ihr euch vorstellen könnt. Wir hatten natürlich längst die Warnung vergessen, und außerdem schien der Mond besonders hell. Ich habe euch doch erzählt, daß Sanya selbst ein *oro* ist...«

»Aber wie ist das möglich? Er sieht doch ganz normal aus, so wie du und wir.«

«Das verstehst du noch nicht. Jedenfalls ist er ein *oro*. Also fühlten wir uns in seiner Gegenwart völlig sicher.

Bis plötzlich in der Ferne dieses eigentümliche Licht erstrahlte, wie ein Feuerball. Und selbst als es noch weit weg war, hörten wir schon Stimmen, als würden um uns herum ganz viele Leute gemeinsam immer die gleichen Worte murmeln. Sie sagten so etwas, wie: „Ihr dickköpfigen, halsstarrigen Kinder; wir haben euch gewarnt, wieder und wieder, aber ihr wollt ja einfach nicht hören.. .«

Wild Christian schaute über unsere Köpfe hinweg und runzelte die Stirn, um sich besser erinnern zu können.

»Man kann nicht mal sagen, daß es mehrere waren. Es war eigentlich nur diese eine feurige Gestalt, die ich sah, und sie war noch immer sehr weit weg. Und dennoch konnte ich sie ganz deutlich hören, als habe sie ganz viele Münder, die sie alle gleichzeitig gegen meine Ohren preßte. Von Augenblick zu Augenblick wurde der Feuerball größer und drohender.«

»Was hat Onkel Sanya gemacht? Hat er ihn angegriffen?«

»Sanya ? Er war der erste, der Fersengeld gab. Keiner dachte mehr an all die fetten Schnecken. Dieser *iwin* verfolgte uns bis zum Haus. Unsere Schreie kamen lange vor uns an, und der ganze Haushalt war... na, ihr könnt euch den Aufruhr vorstellen. Der Onkel war schon die Treppe heruntergestürzt und stand hinten im Garten. Wir rannten an ihm vorbei, und er ging hinaus, dem Wesen entgegen. Diesmal überschritt der *iwin* tatsächlich die Grenze des Waldes, er ging unbeirrt weiter, als wolle er uns bis ins Haus hinein verfolgen. «

Wir warteten. Aber das war's! Wild Christian hing ihren Gedanken nach, während wir in Spannung verharrten. Dann holte sie tief Luft und schüttelte mit eigentümlich traurigem Gesichtsausdruck den Kopf.

»Die Zeit des Glaubens ist dahin. Unsere ersten Christen, die hatten noch wirklichen Glauben; nicht nur in die Kirche rennen und fromme Lieder singen. Glauben. *Igbàgbó*, Und es ist dieser Glauben, aus dem wahre Kraft und Macht erwächst. Der Onkel stand da wie ein Felsen, er hielt seine Bibel hoch und befahl:

„Geh zurück in jenen Wald, der dein Zuhause ist. Zurück sage ich, im Namen des Herrn. „

Hm, und das war's! Das Wesen drehte sich einfach um und ging weg. Die Funken fielen von ihm ab, schneller und schneller, bis es sich schließlich nur noch als schwaches Glimmen in den Wald zurückzog.«

Sie seufzte. »Natürlich, nach dem Abendgebet hatten wir schon noch unseren Preis zu zahlen. Sechs von den Besten auf das Hinterteil von jedem. Sanya bekam zwölf. Und die ganze nächste Woche mußten wir jeden Tag Gras schneiden.«

Ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, daß die Angst als Strafe vollauf genügt hätte. Obgleich Wild Christian zu dem quadratischen Haus hinüberstarrte, schien sie doch zu ahnen, was in meinem Kopf vorging, denn sie fuhr fort: »Glauben und - Disziplin. Das war es, was die ersten Gläubigen hatten. Pah! Gott macht sie nicht mehr so wie früher.«

Dann schien sie sich plötzlich wieder unserer Gegenwart zu erinnern.

»Was sitzt ihr denn noch hier herum? Ist es nicht längst Zeit für euch, euer Bad zu nehmen? Lawanle!«

Auntie Lawanle antwortete »Ma« aus irgendeinem fernen Winkel des Hauses. Doch bevor sie erschien, erinnerte ich Wild Christian: »Aber du hast uns noch nicht erzählt, wieso Onkel Sanya ein *oro* ist.«

Sie zuckte die Schultern. »Es ist eben so. Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen.«

Lawanle kam herein, und wir wurden ihr übergeben. Ich bettelte: „Warte noch, Auntie Lawanle“, wohl wissend, daß es vergeblich war. Sie hatte uns beide schon je an einem Arm gepackt. Ich brüllte zurück: „War Bischof Crowther ein *oro*?“

Wild Christian lachte: „Was wirst du wohl als nächstes fragen? Ihr habt wohl in der Sonntagsschule von ihm gehört, was?“

„Ich hab ihn gesehen. Ich sehe ihn immer, er kommt und setzt sich unter den Vorbau der Mädchenschule.“

„Schon gut“, seufzte Wild Christian. „Geh jetzt, und nimm dein Bad.“

Später am selben Abend erzählte sie uns den Rest der Geschichte. Bei der bewußten Gelegenheit befand sich Hochwürden J. J. gerade auf einer seiner zahllosen Missionsreisen in einem der Dörfer in Ijebu. Man hatte ihn gewarnt, an einem

bestimmten Tag zu predigen, denn an diesem Tag sollte der öffentliche Auftritt eines *egungun* stattfinden. Aber er ließ sich nicht beirren und hielt seine Predigt. Die *egungun* Prozession kam vorbei, während die Messe in vollem Gang war, und mit der Stimme der Ahnen befahl der *egungun* dem Prediger, auf der Stelle Schluß zu machen, seine Gemeinde nach Hause zu schicken, herauszukommen und der Maske zu huldigen. Hochwürden J. J. nahm keinerlei Notiz. Der *egungun* zog sich mit all seinem Gefolge zurück, doch als er am Hauptportal der Kirche vorbeikam, klopfte er mit seinem Stab dagegen, dreimal. Kaum hatte das letzte Mitglied der Prozession das Kirchengrundstück verlassen, da stürzte die Kirche ein. Die Wände fielen einfach um, und das Dach zerbröckelte.

Wie durch ein Wunder aber brachen die Wände nach außen, während die Stützbalken des Daches in das Mittelschiff oder ebenfalls nach außen fielen - überall hin, nur nicht auf die Gemeindemitglieder. Hochwürden J. J. beruhigte die Gläubigen, hielt in seiner Predigt inne, um ein Dankgebet zu sprechen, und setzte dann seine Kanzelrede fort.

Vielleicht war es das, was Wild Christian meinte, wenn sie von *Glauben* sprach. Aber es brachte die Dinge gehörig durcheinander, denn schließlich war es ja dem *egungun* gelungen, die Kirche zum Einsturz zu bringen.

Wild Christian unternahm keinen Versuch, zu erklären, wie das geschehen konnte. Folglich gehörte dieses Bravourstück wohl in jene Kategorie von Glauben, der Berge versetzt oder Wild Christian befähigte, Erdnußöl aus einer breitrandigen Schüssel durch einen schmalen Flaschenhals zu gießen, ohne dabei auch nur einen Tropfen zu verschütten.

Wenn Hochwürden J. J. Glauben besaß, so hatte er aber auch den Starrsinn mit unserem Onkel Sanya gemeinsam.

Starrsinn war, wie wir leicht erkannten, eine der schwersten Sünden; und ganz gleich, wie Wild Christian auch immer versuchte, die Predigt von Hochwürden J. J. zu verteidigen, die er am Tage des Auftritts des *egungun* entgegen allen Warnungen

gehalten hatte, es hörte sich sehr nach Starrsinn an. Und was Onkel Sanya anging, so gab es überhaupt keinen Zweifel; kaum war Hochwürden J. J. in Erfüllung seiner pastoralen Pflichten außer Sichtweite geradelt, als Sanya auch schon unter irgendeinem Vorwand in den Wald entschlüpfte, und zwar genau in die Gegend, die der oro zur Bannzone erklärt hatte.

Plötzlich, so erzählte sie, hörte sie, daß sich Sanya mit jemandem angeregt unterhielt. Außer seiner Stimme war nichts weiter zu vernehmen, trotzdem schien er mit einer anderen Person freundlich zu plaudern. Sie spähte durch die Büsche, und da saß Onkel Sanya auf dem Boden und palaverte munter drauflos mit jemandem, den sie nicht sehen konnte. Mit ihren Blicken versuchte sie die umliegenden Büsche zu durchdringen, doch es war niemand im Wald - außer ihnen beiden. Und dann fiel ihr Blick auf seinen Korb.

Sie hatte das schon mehrmals beobachtet, sagte sie. Ganz egal, wie viele Kinder aus dem Haushalt sich auch aufmachten, Schnecken, Beeren oder sonst was zu sammeln, Sanya verbrachte die meiste Zeit damit, auf Bäume oder Felsen zu klettern oder irgendwohin zu spazieren. Seinen Korb ließ er achtlos stehen. Und doch, wenn sie sich auf den Heimweg machten, war sein Korb immer voller als der der anderen. Diesmal war es nicht anders. Als sie näher kam, fuhr Onkel Sanya erschrocken hoch, brach seine Unterhaltung brüsk ab und tat so, als suche er im Unterholz nach Schnecken. Sein Korb war voll bis zum Rand. Sie war ziemlich entmutigt. Sie nahm ihren fast leeren Korb auf und bestand darauf, daß sie sofort nach Hause gingen. Sie ging voran, doch als sie sich nach einiger Zeit umschaute, schien es, als versuche Sanya ihr zu folgen, werde aber gehindert - so, als ob unsichtbare Hände ihn zurückhielten. Von Zeit zu Zeit schlug er mit seinem freien Arm um sich und fauchte: »Laß mich doch los! Siehst du denn nicht, daß ich nach Hause muß!«

Jetzt rannte sie los und Sanya tat es ihr gleich, sie rannten den ganzen Weg bis nach Hause.

An diesem Abend wurde Sanya krank. Er bekam einen heftigen Schweißausbruch, wälzte sich die ganze Nacht auf seiner Matte hin und her und murmelte ständig vor sich hin. Am nächsten Morgen war das ganze Haus in heller Aufregung. Seine Stirn fühlte sich brennend heiß an, und niemand konnte einen zusammenhängenden Satz aus ihm herausbringen.

Zum Glück kam gerade eine von J. J.s Konvertiten zu einem ihrer üblichen Besuche vorbei. Als sie von Sanyas Zustand hörte, nickte sie weise. Sie verhielt sich ganz so wie jemand, der genau weiß, was hier zu tun war. Zunächst einmal fand sie heraus, was zuletzt geschehen war, bevor Sanya krank wurde. Sie rief meine Mutter zu sich und fragte sie haarklein aus. Die erzählte ihr alles, und die alte Frau nickte die ganze Zeit verständnisvoll. Dann gab sie ihre Anweisungen:

«Ich brauche einen Korb voll *àgidi*, für 50 Portionen. Dann bereitet mir eine große Schüssel voll *èkuru* zu. Daß ihr mir aber jede Menge Johannisbrot und Krebsfleisch hineintut. Es muß so appetitlich wie möglich riechen.»

Die Kinder stoben in alle Richtungen. Einige rannten zum Markt, um die *agidi* zu holen, andere begannen die Bohnen für die gewünschte Menge *ekuru* zu mahlen. Den Kindern lief das Wasser im Mund zusammen, denn sie nahmen an, daß dies ein Beschwichtigungsfest werden sollte, ein *saara* für einen gekränkten Geist.

Doch als alles fertig zubereitet war, trug es die alte Frau in Sanyas Krankenzimmer, dazu einen Krug kaltes Wasser und Tassen, schloß Sanya im Zimmer ein und schickte alle Kinder fort.

Sie verschloß sogar die Fensterläden und setzte sich dann am anderen Ende des Hofes nieder, von wo aus sie alle Unternehmungen der Kinder gut überschauen konnte. Aber sie nickte bald ein, und so konnten Mutter und die anderen Kinder ihre Ohren an Tür und Fenster pressen, obwohl sie natürlich Sanya selbst nicht sehen konnten. Es hörte sich an, als sei er nicht allein. Sie hörten ihn sprechen, er sagte Dinge wie: »Benimm dich, es ist

doch genug da für jeden. Also gut, nimm das da, und hier ist eine Extraportion für dich... »

Und sie hörten etwas, das klang wie ein Klaps auf die Finger, wie das Schaben von Schüsseln auf dem Boden, wie das Gluckern von Wasser, das in eine Tasse gegossen wird.

Als die Frau entschied, daß es nun Zeit sei, und das war lange nach Einbruch der Dämmerung, gut sechs Stunden nachdem sie Sanya eingeschlossen hatte, ging sie und öffnete die Tür. Sanya lag da und schlief fest, doch diesmal ganz friedlich. Sie fühlte seine Stirn und schien mit der Veränderung zufrieden. Die Haushaltsmitglieder, die sich mit ihr zusammen ins Zimmer gedrängt hatten, interessierten sich allerdings nicht für Sanya.

Alles, was sie sahen, waren die überall verstreut liegenden Blatthüllen von 50 Portionen *agidi*, ohne Inhalt, eine riesige, leere Schale, die zuvor mit *ekuru* gefüllt war, und ein fast leerer Wasserkrug. Nein, da gab es überhaupt keine Frage, unser Onkel Sanya war ein *oro*, Wild Christian hatte mehr als nur einmal Beweise hierfür gesehen und gehört.

Als er uns das nächste Mal im Pfarreigelände besuchte, bemerkte ich seine fremden Augen, die kaum je zu blinzeln schienen und die starr über unsere Köpfe hinwegschauten, wenn er mit uns sprach. Doch dann wieder schien er viel zu lebhaft für einen *oro*; eine Zeitlang verwechselte ich ihn sogar mit dem hiesigen Pfadfinderführer, der den Spitznamen »Activity« hatte. Also fing ich an, die Wölflinge zu beobachten, denn sie kamen der Art von Gesellschaft, mit der sich unser Onkel Sanya in seiner Kindheit umgeben haben mochte, zweifellos am nächsten.

Wenn ich ihre gespannten, kleinen Gesichter sich auf den Wiesen von Ake zum Kreis formieren sah, wenn sie bei ihrer Jamboree ihre kleinen Lagerfeuer entzündeten, mit Händen und Zweigen und mit genau zusammenpassenden Steinen ihre geheimen Zeichen austauschten, dann hatte ich das sichere Gefühl, die

versteckten Kumpane entdeckt zu haben, die genau vor den Nasen der übertölpelten Wild Christian und der anderen Kinder aus J. J.s Haushalt ungesehen durch die Ritzen und Spalten der Tür oder direkt aus dem Boden gekrabbelt waren, um sich an *agidi* und *ekuru* gütlich zu tun.

Die Mission gestand der Pfarreistelle nur einen Vikar zu und seinen Katecheten; Ake war keinen Bischof mehr wert. Aber selbst das »Palais« des Vikars ist nur noch die Schale seiner selbst. Der Obstgarten ist verschwunden, und längst wurde das Zitronengras von den Ziegen abgefressen. Erstarrt, geschrumpft unter dem Einfluß der Zeit, ist jenes weiße quadratische Monument, das, gegen die Felsen gefugt, das Pfarreigelände beherrschte. Der Herr dieses Hauses war ein Brocken von jenen Felsen, schwarz, riesig, ein Granitschädel und gewaltige Füße.

Meist wurde er Pastor genannt. Oder Vikar, Kanonikus, Hochwürden. Oder, wie meine Mutter ihn nannte, einfach Pa Delumo. Vaters Wahl hieß Kanonikus, und das war auch die meine, aber erst nach einem Besuch in Ibara. Wir unternahmen einige solcher Ausflüge: Besuche bei Verwandten, um Wild Christian bei ihren Einkäufen zu begleiten, oder aus irgendeinem anderen Grund, den wir aber nie ganz verstanden.

Wir waren eine steile Straße hinaufgestiegen und zu einem imposanten Eingang gekommen - weiße Säulen und eine Platte, auf der stand: THE RESIDENCY.

Ganz klar, hier lebte irgendein Weißer. Vor dem Tor patrouillierte ein Polizist in ausgebeulten Shorts und starrte über unsere Köpfe hinweg.

Das Haus selbst stand leicht zurückgesetzt auf einem Hügel, zum Teil von Bäumen verdeckt. Doch die Objekte, auf die sich meine Augen hefteten, waren zwei schwarze wulstmäulige Rohre, auf hölzerne Räder montiert. Sie standen neben den Säulen, waren auf uns gerichtet, und daneben lagen Metallkugeln zur Pyramide aufgeschichtet, fast so groß wie Fußbälle. Das sind Geschütze, sagte meine Mutter, man nennt sie Kanonen und im Krieg wird damit geschossen.

»Aber warum nennt Papa Pa Delumo denn einen Kanonikus?«

Sie erklärte den Unterschied, aber ich hatte längst meine eigene Antwort gefunden. Es war der Kopf; Pa Delumos Kopf sah aus wie eine Kanonenkugel,

darum nannte Vater ihn Kanonikus. Das ganze Drum und Dran der Geschütze beschwor das Bild des Mannes herauf, seine Macht und Massigkeit. Die Kanonen sahen unverrückbar, unzerstörbar aus, genau wie er. Er schien alles zu überragen. Unter den Männern, die den runden weißen Kragen trugen, kam nur unser Onkel Ransome-Kuti - den alle Daodu nannten - der Persönlichkeit Pa Delumos gleich, ja übertraf sie sogar.

Pa Delumos Gegenwart flößte mir Ehrfurcht ein, er beherrschte nicht nur das Pfarreigehöft, sondern ganz Ake, und das auf noch eindrucksvollere Weise als Kabiyesi, unser Oba, zu dessen Füßen ich oft Männer sich zu Boden werfen sah.

Der Kanonikus kam häufig, um mit Vater zu diskutieren. Manchmal waren ihre Gespräche sehr ernst, dann wieder schallte sein Lachen durchs ganze Haus.

Aber sie führten niemals Streitgespräche. Schon gar nicht habe ich sie je über Gott streiten hören, in der Art, wie es mein Vater mit dem Buchhändler und seinen anderen Freunden tat.

Zu Anfang war es erschreckend, sie so über Gott reden zu hören. Besonders der Buchhändler mit seiner schrillen Stimme und seinem Truthahnhalbes schien für derart respektlose Bemerkungen über eine solche Macht physisch sehr schlecht ausgestattet. Manchmal schien der Kanonikus selbst diese Macht darzustellen, und so war der Wettstreit, wenn auch nur indirekt ausgetragen, sehr ungleich und ziemlich riskant für den Buchhändler. Meinen Vater hielt ich natürlich für gänzlich unverwundbar.

Essay nahm bei allen Disputen mit Vorliebe die Position des Advocatus Diaboli ein - er wurde nach seinen Initialen S. A. genannt, von manchen auch HM oder »Headmaster« und von seinen stürmischeren Freunden auch Es-Ay-Sho. Aus irgendeinem Grund nannte ihn kaum jemand bei seinem richtigen Namen, und lange Zeit fragte ich mich, ob er überhaupt einen hatte. Es brauchte nicht lange, bis er in mein Bewußtsein einfach als Essay eindrang, gerade so wie jene sorgfältigen Stilübungen in Prosa, die ihren eigenen festgelegten Regeln der Komposition folgen und Produkte höchsten Anspruchs und ausgefeilter Eleganz sind, niederge-

schrieben in wunderschöner Kalligraphie, die jeden Kopisten jedes Zeitalters vor Neid erblassen ließe.

Wie groß war seine Verzweiflung darüber, daß er einen Sohn gezeugt haben sollte, der von Anfang an erkennen ließ, daß er nichts von dieser Schönschreibkunst geerbt hatte. Die gleiche Eleganz stellte er in seiner Kleidung zur Schau. Seine Eßgewohnheiten waren eine Quelle ständiger Verwunderung für Mutter, die ich um des Kontrastes willen bald The Wild Christian, die ungezähmte Christin, taufte. Wenn Essay sich ein Stück Yam abschnitt, es sorgfältig auf sein Gewicht hin abschätzte, es auf seinen Teller hinüberhob, innehielt, es umdrehte, ein Stückchen abtrennte und in die Schüssel zurücklegte, und dann dieses Ritual mit dem Fleisch und dem Gemüse fortsetzte, dann schüttelte sie den Kopf und fragte: »Macht dieses Schnipselchen denn nun einen Unterschied?«

Essay lächelte bloß und fuhr fort, mechanisch zu kauen, das Fleisch, den Yams in Stücke zu schneiden, als handle es sich um die Lösung einer Geometrieaufgabe. Er trank nie zwischen den einzelnen Bissen, nicht einen einzigen Schluck.

Wenn sie zu debattieren begannen, war Essay allerdings genauso leicht erregbar wie der Buchhändler, der am schrillsten und verbissendsten schrie, während seine winzigen Augen funkelten. Es sah aus, als schiene ihm immerzu die Sonne in die Augen. Der Buchhändler verbreitete im Hause eine Aura von Perlhühnern, Truthähnen, Schafen und Ziegen, Tiere, die er alle im Übermaß auf seinem Grundstück züchtete. Dünn und hitzig, mit hervorstehenden, ledrig-straft überzogenen Backenknochen unterstrich er seine Ausführungen mit vogelgleichen Bewegungen. Selbst wenn er noch so sehr in Angriffsstimmung war, ließ er doch die Schultern schlaff hängen; seine Finger weigerten sich, das Stoffkäppi loszulassen, das im Freien immer auf seinem Kopf saß - vielleicht weil er eine Vollglatze hatte.

Wir konnten sein Lachen immer deutlich heraushören, schrill und rasplig entblößte es zwei lückenreiche Zahnreihen, die seinem Gesicht schließlich das Aussehen eines alten Korbsessels verliehen.

Die Frau des Buchhändlers war eine von unseren vielen Müttern; hätten wir in der Angelegenheit eine Wahl gehabt, sie hätte in vorderster Front noch vor unserer eigenen Mutter rangiert. Von bovidischer Schönheit, mit pechschwarzer Haut und von unerschöpflicher Güte, erfüllte sie meinen Kopf doch mit beunruhigenden Gedanken, und das alles nur wegen ihres Ehemannes. Im Gegensatz zu ihm war sie ausgesprochen füllig, und manchmal, wenn der Buchhändler für Tage verschwand, dann war ich ganz sicher, daß sie ihn schlicht verschlungen hatte. Ich verspürte große Erleichterung, wenn ich seinen kahlen Kopf wieder im Haus oder Laden lebhaft hin und her rucken sah. Von all den Frauenrücken, auf denen ich getragen wurde, war keiner so sicher und gemütlich wie der von Mrs. B.

Wir übernachteten oft im Hause des Buchhändlers. Mrs. B schickte das Dienstmädchen zu unserem Haus hinüber, um ausrichten zu lassen, daß wir bei ihr essen und übernachten würden, und damit basta!

Wenn es was setzen sollte, versteckten wir uns hinter ihr und sie schützte uns.

Ihre einzige Tochter, Bukola, war nicht von dieser Welt. Wenn wir unsere Stimmen gegen die Wände des Schulgebäudes im unteren Pfarreigelände schmetterten, um aus der Ferne das zurückhallende Echo zu hören, dann schien es mir immer, als sei Bukola ein eingebürgertes Wesen aus jener anderen Welt, in der die Stimmen gefangen, gesiebt, neu gesponnen und dann in immer kleiner werdenden Kopien zurückgeworfen werden. Amulette, Anhänger, winzige Rasseln und dunkle, aus Kupfer gedrehte Ringe erteten sie an Knöcheln, Taille, Handgelenken und Fingern. Sie wußte, daß sie ein *abiku* war.

Auch die zwei winzigen Narben auf ihrem Gesicht gehörten zu den Abwehrmaßnahmen gegen die Verlockungen ihrer Gefährten aus jener anderen

Welt. Wie alle *abiku* war sie privilegiert, abgesondert. Ihre Eltern wagten es nicht, lange oder ernsthaft mit ihr zu schimpfen.

Plötzlich drehte sie ihre Augen nach oben, bis nur noch das Weiße zu sehen war. Sie tat es uns zuliebe, wann immer wir sie darum baten, Tinu stand dann in sicherer Entfernung, bereit, sofort wegzulaufen; irgendwie erwartete sie wohl, daß schreckliche Dinge folgen würden. Ich fragte Bukola:

»Kannst du was sehen, wenn du das mit deinen Augen machst?«

»Nur Dunkelheit.«

»Erinnerst du dich an irgend etwas aus der anderen Welt?«

»Nein. Aber ich gehe immer da hin, wenn ich in Trance falle.«

»Kannst du jetzt in Trance fallen?«

Aus ihrer sicheren Entfernung drohte mir Tinu, sie werde mich bei den Eltern verpetzen, wenn ich Bukola noch weiter ermuntern sollte. Und Bukola sagte, daß sie wohl in Trance fallen könne, aber nur, wenn ich sicher sei, daß ich sie auch wieder zurückrufen könne.

Ich war mir nicht sehr sicher, daß ich das konnte. Ich schaute sie an und fragte mich, wie Mrs. B wohl mit so einem übernatürlichen Wesen zurechtkam, das starb, wiedergeboren wurde, erneut starb, das einfach kam und ging, sooft es ihm gefiel. Wenn sie lief, klingelten die Glöckchen an ihren Knöcheln und vertrieben die kleinen Gesellen aus der anderen Welt, die sie unaufhörlich belästigten und sie anflehten, doch wieder zu ihnen zu kommen.

»Kannst du sie wirklich hören?«

»Oft.«

»Und was sagen sie?«

»Daß ich kommen und mit ihnen spielen soll.«

«Haben sie denn keine eigenen Spielkameraden? Warum belästigen sie dich?«

Sie zuckte die Achseln. Ich empfand Groll, schließlich war Bukola unsere Spielkameradin. Dann hatte ich eine Idee.

»Warum bringst du sie nicht mit hierher? Wenn sie dich das nächste Mal rufen, dann lade sie doch ein, hier mit uns zu spielen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das können sie nicht.«

»Warum denn nicht?«

»Sie können sich nicht einfach frei bewegen. Du kannst ja auch nicht zu ihnen hinüber.«

Sie war etwas Besonderes, diese privilegierte Person, die, anders als Tinu und ich und auch ihre Gefährten aus dieser anderen Welt, so leicht von einer Sphäre in die andere wechseln konnte. Einmal konnte ich sie beobachten, als sie unter dem Bann der Ohnmacht stand, die Augen nach oben verdreht, die Zähne fest zusammengebissen, während ihr Körper schlaff wurde.

Mrs. B jammerte und schrie:

»Helft mir, sie wird ganz kalt!«

Dabei rieb sie verzweifelt Bukolas Glieder, um sie ins Leben zurückzubringen. Der Buchhändler kam durch die angrenzende Tür aus dem Laden gerannt und öffnete ihr gewaltsam den Mund. Schon hatte eines der Hausmädchen eine Flasche aus dem Schrank geholt, und mit vereinten Kräften flößte man ihr eine Flüssigkeit ein. Die *abiku* erlangte das Bewußtsein nicht sofort zurück, aber ich sah bald, daß die Gefahr vorüber war. Die Spannung im Haushalt ließ nach, man streckte Bukola auf dem Bett aus, sie entspannte sich, und ihr Gesicht überzog sich mit übernatürlicher Schönheit. Wir saßen neben ihr, Tinu und ich, und beobachteten, wie sie aufwachte.

Später gingen wir hinaus spielen. Die Krise war überstanden. Doch Mrs. B bestand darauf, daß wir innerhalb ihres Hofes blieben. Ich erinnerte Bukola an den Bannzustand:

»Hatten dich deine anderen Spielkameraden gerufen?«

«Ich kann mich nicht erinnern.«

»Aber du kannst es machen, wann immer du willst?«

»Ja. Besonders, wenn meine Eltern etwas tun, was mich ärgert. Oder das Hausmädchen. Es kommt ja nicht immer vor, aber manchmal verweigern mir meine Eltern etwas, und dann höre ich meine Kameraden, und sie flüstern mir ins

Ohr: „Siehst du, sie wollen dich nicht haben da drüben, wir haben es dir doch schon immer gesagt“ Irgend so etwas sagen sie, und dann habe ich den Wunsch wegzugehen.

Ich sage es meinen Eltern immer wieder, ich werde gehen, ich werde für immer gehen, wenn ihr das und das nicht macht. Und wenn sie es dann immer noch nicht machen, dann falle ich einfach in Ohnmacht. «

»Was passiert, wenn du nicht zurückkommst?«

»Aber ich komme doch immer zurück.«

Es bedrückte mich sehr. Mrs. B war eine viel zu freundliche Frau, um mit einem solch schwierigen Kind geplagt zu sein. Andererseits wußten wir, daß Bukola nicht wirklich grausam war, ein *abiku* war eben so, sie konnte nichts für ihre Natur.

Ich fragte mich manchmal, ob sich Mr. B wohl in unser Haus flüchtete, um der Tyrannei seines Kindes ab und zu einmal zu entfliehen. So sehr mein Vater Diskussionen liebte, über jedes Thema im Himmel und auf Erden, war es doch der Buchhändler, der die Gespräche gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein ausdehnte.

Er quälte ein längst totgerittenes Argument mit seinen Falkenkrallen, gab äußerst widerstrebend in einem Punkt nach, nur um sofort einen Standpunkt einzunehmen, der längst überholt oder durch andere Argumente schon lange widerlegt war. Sogar ich bemerkte das, und die übertriebene Geduld, die in Essays Stimme schwang, schien es zu bekräftigen.

Und manchmal nahmen ihre Diskussionen ganz erschreckende Wendungen, und es war immer nur der Buchhändler, der als lebender Beweis für einen Diskussionspunkt herhalten mußte. Ihre hitzigen Debatten bei warmem Bier und Limonade erschöpften Wild Christians Vorräte an *Chin-Chin* und süßem Gebäck.

Doch obwohl sie voll Verzweiflung den Kopf schüttelte über »diese Freunde deines Vaters« und sich fragte, wie er es immer wieder schaffte, Freunde an sich zu ziehen, die solchen Heißhunger auf Argumente und Nahrungsmittel hatten, war es

doch ganz offensichtlich, daß Wild Christian es sehr genoß, daß das Haus des Rektors die intellektuelle Wasserquelle für Ake und seine Umgebung war.

II

Wenn ich morgens aufwachte, war Tinu schon weg. Gegen Mittag kam sie zurück und trug eine Schiefertafel, an der ein Griffel befestigt war. Und sie war mit genauso einer khakifarbenen Uniform bekleidet wie die anderen großen und kleineren Kinder, die in Horden von morgens bis nachmittags durch das Gelände quirlten, mit hunderterlei Dingen beschäftigt.

Zu einer festgesetzten Stunde am Morgen langte eines der größeren Kinder nach der Kette, die am Glockentürmchen baumelte, zog daran und bewegte sich dabei wie im Tanz, und die Glocke begann zu läuten. Sofort stoben die tollenden, tobenden, rennenden, raufenden Schüler in die verschiedensten Richtungen zwischen den Schulgebäuden auseinander - die Kleinsten liefen zum Schulraum am hinteren Ende des Geländes, und dort konnte ich sie nicht länger beobachten. Die Größeren blieben in meiner Sichtweite, nahe beim Hauptgebäude.

Sie teilten sich in mehrere Gruppen und jede stellte sich unter den wachsamen Augen eines Lehrers in einer Reihe auf. Wenn alles in Reih und Glied stand, sah ich meinen Vater, der plötzlich wie aus dem Nichts auf dem obersten Treppenabsatz erschien. Er hielt eine kurze Ansprache, dann trat er beiseite. Einer der großen Schüler stimmte ein Lied an, die anderen fielen ein und in Zweierreihen marschierten sie im Takt ins Schulgebäude.

Von der anderen Schule hörte ich nie so lebhaften Gesang; weniger noch, die Riegen verschwanden einfach aus meinem Gesichtsfeld. Und doch war das die Schule, die meine Schwester besuchte. Ich konnte sie nie in der marschierenden Gruppe entdecken, jedenfalls sah ich in dieser Abteilung niemanden von ihrer Größe.

Meine Neugier wuchs von Tag zu Tag. Sie spürte das genau und trieb ihr Spiel mit mir; sie weigerte sich, mir meine Fragen zu beantworten oder warf mir nur halbe Brocken hin, die meine Neugier nur noch steigerten.

»Ich werde in die Schule gehen«, verkündete ich eines Tages. Wie ein Witz ging der Ausspruch von Mund zu Mund und löste spontan schallendes Gelächter aus. Mutter besänftigte mich; »Warte, bis du so alt bist wie deine Schwester.«

Tinu wurde immer überheblicher. Meine ehemalige Spielkameradin war in eine neue Welt eingetreten, und obgleich wir noch immer miteinander spielten, hatte sie jetzt ein anderes Feld, dem ihre Aufmerksamkeit galt.

Jeden Morgen wurde sie früher als ich geweckt, gebadet, bekam ihr Frühstück und wurde dann von einem der älteren Kinder, die im Haus lebten, zur Schule gebracht. Meine Spielsachen wurden nur fad und langweilig, doch das Hohngelächter dröhnte mir noch in den Ohren, und so verlangte ich nicht mehr, Tinu in die Schule begleiten zu dürfen.

Statt dessen stand ich eines Morgens mit auf, als sie geweckt wurde, verlangte, mit ihr zusammen gebadet zu werden, frühstückte, wählte von meinen Kleidern die aus, die wohl der Schuluniform am ähnlichsten sahen, und bestand darauf, sie angezogen zu bekommen. Ich hatte schon ein paar Bücher auf Vaters Schreibtisch vorgemerkt, nahm sie aber noch nicht weg. Ich wartete im Wohnzimmer. Als Tinu mit ihrer Begleitung durchkam, ließ ich sie erst das Haus verlassen, wartete noch einen Augenblick, dann schnappte ich mir die Bücher, die ich mir vorher ausgesucht hatte, und folgte ihnen mit einem Abstand, damit man mich nicht bemerken sollte, ehe wir die Schule erreichten. Ich wartete an der Tür, beobachtete, wo Tinu sich hinsetzte, und schlüpfte dann auf den Platz in der Bank neben ihr.

Erst jetzt bemerkte Lawanle mich, die heute Tinus Eskorte bildete. Sie ließ einen lauten Schrei los und fragte mich: »Was fällt dir denn ein?« Aber ich ignorierte sie. Die Lehrer hörten den Lärm und kamen ins Klassenzimmer. Ich schien für jedermann der Gegenstand größter Belustigung zu sein. Sie schauten mich an, zeigten mit Fingern auf mich, hielten sich die Seiten und bogen sich vor Lachen. Nun kam ein Mann herein, der die Aufsicht über die Klassen der Jüngsten zu führen schien. Er war ein Freund von Vater und kam uns oft zu Hause besuchen. Ich

erkannte ihn und war froh, daß er nicht in das Gelächter der anderen einstimmte. Statt dessen stellte er sich vor mich hin und fragte:

»Willst du deiner Schwester heute Gesellschaft leisten?«

»Nein. Ich will von jetzt an in die Schule gehen.«

Nun schaute er auf die Bücher, die ich von Vaters Schreibtisch stibitzt hatte.

»Sind das nicht die Bücher deines Vaters?«

»Ja. Ich will sie lernen.«

»Aber du bist noch nicht alt genug, Wole.«

»Ich bin drei Jahre alt.«

Lawanle mischte sich ein: »Drei Jahre ah, ha! Hören Sie nicht auf ihn, Sir. Er wird erst im Juli drei.«

»Ich bin fast drei. Jedenfalls will ich in die Schule gehen. Ich habe Bücher.«

Er wendete sich an den Klassenlehrer und sagte; »Nehmen Sie ihn in die Liste auf.« Dann drehte er sich zu mir um und sagte: »Natürlich mußt du nicht jeden Tag in die Schule kommen - komm nur, wenn du Lust dazu hast. Vielleicht wachst du morgen auf und hättest viel mehr Lust, zu Hause zu bleiben und zu spielen.«

Ich blickte ihn einigermaßen erstaunt an. Keine Lust haben, in die Schule zu gehen!

Die bunten Landkarten, die Bilder und all die anderen Dinge, die an den Wänden hingen, die farbigen Zählperlen, die Lesezeichen, die Schiefertafeln, die Tintenfässer in ihren sauberen runden Löchern, die Kreidestifte und die Malbücher, das Regal, das beladen war mit Modellen von Tieren, Menschen, Werkzeugen, die Raffia- und Korbwaren in verschiedenen Stadien der Fertigung, selbst die Wandtafel, die Kreide und der Wischlappen. .. ein einladenderes Spielzimmer mußte man mir erst noch zeigen!

»Ich werde jeden Tag kommen«, verkündete ich zuversichtlich.

Mr. Olagbajus Junggesellenquartier hinter der Schule wurde zur Essenszeit mein zweites Zuhause. Sein Lieblingssessen schien ein Gericht aus gestampften Yams zu sein, *iyán* genannt, und ich wurde dabei bald sein begeisterter Komplize. Durch dieses selbe *iyán* fand ich bald auch meinen ersten Schulfreund,

Osiki, einfach indem ich entdeckte, daß er ein noch glühenderer Verehrer des Yams-Gerichtes war als Mr. Olagbaju oder ich. Es schien ganz einfach eine Selbstverständlichkeit, daß ich ihn mit zu uns nach Hause oder mit zu Mr. Olagbaju nahm, wenn *iyán* auf dem Speisezettel stand. Mit einiger Verwunderung hörte ich deshalb meine Mutter sagen:

»Der schlägt seinem Vater nach. Bringt einfach ohne Vorwarnung Leute zum Essen mit nach Hause.«

Ich sah den Grund nicht ein; es war doch die natürlichste Sache der Welt, daß man einen Freund mitbrachte, wenn es sein Lieblingessen gab. So wurde Osiki ein unverzichtbarer Kamerad und ein regelmäßiger Besucher unseres Hauses, besonders an *iyán*-Tagen.

Eines der Kinder des Kanonikus hatte zur Geburtstagsfeier eingeladen. Nur die Kinder, die zum Pfarreigehöft gehörten, wurden erwartet, doch ich hatte Osiki das Geheimnis anvertraut, und er erschien in seiner allerbesten *buba*. Draußen vor dem Haus hatte man alles für unsere Unterhaltung vorbereitet.

Ich merkte, daß eine der Bänke nicht richtig aufgestellt war, so daß sie sich wie eine Wippe verhielt, wenn wir uns an den beiden Enden darauf setzten.

Es war eine selbstverständliche Idee für ein neues Spiel, ja, wir schlepten die Bank sogar zu einer noch unebeneren Stelle, legten unter den mittleren Fuß einen Stein und machten aus der Bank eine richtige Schaukel. Nacheinander kam jeder einmal dran. Einige Zeit lang lief alles ohne Zwischenfall. Dann wurde Osiki übermütig.

Er war größer und schwerer als ich, und ich mußte eine Menge Kraft aufwenden, um ihn hoch zu kriegen; ich stützte mich mit beiden Händen ab und landete mit dem ganzen mir zur Verfügung stehenden Gewicht auf meinem Sitz. Plötzlich, während er oben war, kam ihm in den Sinn, es auch so zu machen. Das Ergebnis war, daß ich ungeheuer heftig in die Höhe geschleudert wurde, während er mit solcher Wucht auf dem Boden landete, daß auf seiner Seite der Fuß der Bank abbrach.

Es katapultierte mich hoch in die Luft, ich flog über Osikis Kopf und sah einen langen Augenblick lang, wie mir das quadratische Haus des Kanonikus entgegenkam.

Erst nachdem ich gelandet war, nahm ich so recht Notiz davon, was ich zu dieser Geburtstagsfeier angezogen hatte. Es war ein gelbes *Seidendansiki*, doch jetzt sah ich mit einiger Überraschung, daß es ein leuchtendes Karmesinrot angenommen hatte, jedenfalls zum Teil. Aber das noch verbleibende Gelb färbte sich sehr rasch mit der neuen Farbe. Meine Haare waren auf der linken Kopfseite mit Blut verschmiert und voller Schmutz, und ehe der Nachmittag sich ausblendete und ich einschlief, fragte ich mich noch, ob es wohl möglich sei, das Blut aus dem *dansiki* auszupressen und durch die klaffende Wunde, die ich unter meinem Haar entdeckt hatte, wieder in mich zurückzupumpen.

Das Haus war still und ruhig, als ich aufwachte. Eben noch der Lärm, das Geschrei und Gelächter, das Gehopse auf der Wippe, jetzt Stille und Halbdunkel und die vertrauten Wände

von Mutters Schlafzimmer. Trotz des Unfalls, so dachte ich, gab es doch einiges, was für Geburtstage sprach, und so freute ich mich schon auf den meinigen. Meine einzige Sorge war jetzt nur, ob ich bis dahin wieder soweit hergestellt sein würde, daß ich wieder zur Schule gehen und alle meine Freunde einladen konnte. Denn Tinu zu schicken, schien ein sehr riskantes Unternehmen, sie würde wahrscheinlich nur alle ihre Freunde einladen und mir einen Geburtstag beschenken mit lauter Mädchen, die ich kaum kannte und mit denen ich fast nie spielte.

Dann drückte mich noch eine andere Sorge. Ich hatte bemerkt, daß man einige Schüler aus meiner ersten Klasse zurückbehalten hatte, sie besuchten jetzt noch einmal all die Unterrichtsstunden, die ich schon während meines ersten Schuljahres durchgemacht hatte. Ich bekam Angst, daß ich, sollte ich zu lange zu Hause bleiben, auch zu ihnen in die Klasse geschickt würde. Wenn ich an all das Blut dachte, das ich verloren hatte, dann erschien es mir durchaus möglich, daß ich bis zum Jahresende würde das Bett hüten müssen.

Die Schlafzimmertür ging auf, und Mutter lugte herein. Als sie sah, daß ich wach war, kam sie herein, und mein Vater folgte ihr. Ich fragte nach Osiki; sie schaute mich mit einem eigentümlichen Blick an, drehte sich um und flüsterte meinem Vater etwas zu.

Ich war mir nicht ganz sicher, aber es hörte sich an, als bäte sie meinen Vater, Osiki auszurichten, er könne sich meinen Anteil am *iyan* nicht dadurch sichern, daß er mich umbrächte.

Als sie mich fragten, wie ich mich fühle, beobachtete ich ihre Gesichter sehr aufmerksam. Ob ich wohl Kopfschmerzen hätte, oder Fieber, oder ob ich einen Tee wolle?

Keiner berührte die entscheidende Frage, und so entschloß ich mich schließlich, meiner Spannung selbst ein Ende zu setzen. Ich fragte sie, was sie mit meinem *dansiki* gemacht hätten.

»Es wird gewaschen«, antwortete meine Mutter, während sie mit einem Teelöffel eine Tablette für mich zerdrückte.

»Was habt ihr mit dem Blut gemacht?«

Sie hielt inne, die beiden schauten sich an.

Vater runzelte leicht die Stirn und beugte sich vor, um mir die Hand auf die Stirn zu legen. Ängstlich schüttelte ich den Kopf, ungeachtet der pochenden Schmerzen, die das verursachte.

»Habt ihr es etwa ausgewaschen?« wollte ich wissen.

Wieder schauten sie sich an. Mutter wollte wohl etwas sagen, aber sie war still, als mein Vater die Hand hob und sich nahe bei meinem Kopf auf die Bettkante setzte. Er schaute mich an und sprach ein lang ausgezogenes »Na-a-a-i-i-n«.

Erleichtert sank ich zurück. »Weil nämlich, das dürft ihr nicht machen. Ich hab gesehen, was da los war, das war einfach zu viel. Und es kam aus meinem Kopf. Ihr müßt das *dansiki* auswringen und das Blut wieder in meinen Kopf zurückpumpen. Dann kann ich sofort wieder in die Schule gehen.«

Mein Vater nickte verständnisvoll und lächelte. »Woher wußtest du denn, daß das das einzig richtige ist?«

Ich schaute ihn einigermaßen verwundert an. »Aber das weiß doch jeder!«

Er wackelte mit dem erhobenen Zeigefinger und sagte: »Ah-ha, was du aber nicht weißt, ist, daß wir das bereits erledigt haben, als du noch geschlafen hast. Es ist schon alles wieder da drin. Ich habe Dipo's Fläschchen benutzt, um dir das Blut wieder einzuträufeln.«

Ich war höchst zufrieden. »Dann werde ich morgen wieder in die Schule gehen«, kündigte ich an.

Drei Tage mußte ich zu Hause bleiben, dann nahm ich den Unterricht wieder auf, den Kopf immer noch dick bandagiert, und verkündete meinen besten Schulfreunden sogleich, daß das nächste große Ereignis im Pfarreigehöft mein Geburtstag sein würde, zu dem es noch immer einige Monate hin war. Geburtstage waren nichts Neues.

Letztes Jahr hatte ich gemeinsam mit Tinu einen gefeiert, und selbst dem kleinen Dipo hatte man das erste Jahr seines Erdendaseins bestätigt, ein paar Wochen vor dem verhängnisvollen Geburtstag im Hause des Kanonikus. Doch jetzt, als die tägliche Verarztung meines Kopfes die Aura des letzten Geburtstags blähte, da erhielt der Geburtstag einen gänzlich neuen Status, eine besondere, persönliche Bedeutung, von der ich annahm, daß jedermann sie erkannte und bemerkte.

Ich begriff, wie ein Kalender funktioniert und daß Geburtstage einer strengen Ordnung folgen, und gehorsam beobachtete ich Essay, wie er Datum für Datum ausstrich auf dem IBUKUN OLU STORES Almanach von 1938, alias »Der Heilige Jakob«, wobei das Alias aus irgendeinem unerfindlichen Grund in leicht schräger Schrift gedruckt war, der Handschrift meines Vaters ähnlich.

Alles war fertig am dreizehnten Juli.

Ich kam nach der Schule nach Hause mit einem Dutzend guter Freunde im Schlepptau, allen voran Osiki. Sie alle verstaute ihre Tafeln im Vorzimmer und nahmen dann vom Wohnzimmer Besitz.

Auf den Gesichtern der Gäste, alle zeigten sich von der besten Seite, spiegelte sich die gespannte Erwartung auf Essen und Trinken, Musik vom Grammophon, auf Spiele und aufregende Überraschungen.

Jetzt, wo sie alle hier im Haus versammelt waren, fühlte ich mich doch etwas unsicher in meiner Rolle als Gefeierter und Gastgeber; doch ich ließ mich zwischen ihnen nieder und erwartete die Parade der guten Dinge. Wir saßen schon eine geraume Weile, ehe mir die Stille des Hauses auffiel. Essay war noch in der Schule, und Mutter war offensichtlich mit Dipo, der wahrscheinlich auf Lawanles Rücken gebunden war, in ihrem Laden. Aber wo steckten die anderen?

Ich ging in den Hinterhof hinaus und hoffte, wenigstens einen der Cousins oder Cousinen anzutreffen oder doch zumindest irgendwelche Zeichen der Vorbereitung für den Geburtstag vorzufinden. Niemand. Nichts. Die Küche war leer, nicht einmal Kochdüfte hingen in der Luft. Laut verkündete ich durchs Haus, daß ich Gäste mitgebracht hätte, und überhaupt, wo denn alle seien? Inzwischen wirklich verdutzt, ging ich zurück ins Eßzimmer und inspizierte den Tisch und die Schränke - außer den üblichen Gegenständen war nichts da, keine Schalen voll *chin-chin*, keine *akara*, keine Gläser oder Becher waren bereitgestellt, keine Pfannkuchen . schlicht nichts, außer dem üblichen.

Das war nicht, wie sich Geburtstage üblicherweise zu verhalten pflegten, dennoch schien mir noch kein Grund zur Beunruhigung gegeben.

Es dauerte nicht lange und meine Mutter eilte herein, Dipo auf dem Rücken. Auntie Lawanle und die anderen folgten ihr und trugen all die verschiedenen Dinge, die meine Mutter jeden Morgen in den Laden begleiteten. Das war beeindruckend, denn es bedeutete, daß der Laden für heute geschlossen war - und es war doch erst früher Nachmittag. Offensichtlich fand der Geburtstag nun allen Ernstes statt. Aber sie kam herein, schüttelte den Kopf und drehte die Augen in höchst merkwürdiger Weise nach oben.

Sie blieb im Wohnzimmer stehen, schaute alle meine Freunde der Reihe nach lange an, dann blickte sie mich an, schüttelte immer wieder den Kopf und verschwand durch die Küchentür. Dann hörte ich sie rasche Befehle austeilen und schließlich das willkommene Geräusch klappernder Töpfe und Pfannen und das Quietschen der Küchentür. Voll Zufriedenheit nickte ich meinen Gästen zu und versicherte ihnen:

»Der Geburtstag fängt jetzt an.«

Einen Augenblick später kam Tinu herein und sagte, ich solle in die Küche kommen, Mutter wolle mich sprechen. Sie stand da, die Arme bis zu den Ellenbogen in Mehl vergraben, aus dem sie wie eine Besessene Teig knetete. Ohne ihre Augen von der Arbeit zu lösen, fragte sie:

»Also, Wole, sag mir, was deine Freunde alle hier wollen.«

Es war eine merkwürdige Frage, aber ich antwortete:

»Wir sind hier, weil wir Geburtstag essen wollen.«

»So, ihr wollt Geburtstag essen«, wiederholte sie. Aus irgendeinem Grund fingen Lawanle und die anderen an zu kichern.

Mutter fuhr fort: «Ist dir klar, daß du und deine Freunde noch immer darauf warten würden, >Geburtstag zu essen«, wenn Tinu nicht gekommen wäre und mir Bescheid gesagt hätte?»

»Aber ich habe heute Geburtstag«, setzte ich ihr auseinander.

Geduldig erklärte sie: »Das bestreitet ja niemand. Ich hatte vor, heute abend etwas ganz Besonderes zu kochen... sieh mal, du kannst nicht einfach Leute einladen, ohne vorher Bescheid zu sagen. Jetzt guck dir an, wie wir uns hier abhetzen müssen, deine Freunde sitzen da und sind schon halb verhungert. Verstehst du, du mußt vorher Bescheid sagen ...«

Der Geburtstag hielt schließlich alles, was ich von ihm erwartete, nachdem er die erste enttäuschende Hürde genommen hatte - der Geburtstag fand nicht einfach statt, es mußte daran erinnert werden, daß er stattfinden sollte. Diese Seite seines Charakters beschäftigte mich eine geraume Zeit, es war eine Unzulänglichkeit, für die ich Entschuldigungen zu finden suchte, doch ohne Erfolg. Der Geburtstag verlor mächtig an Ansehen, fast als sei er vom hohen Ende der verhängnisvollen Wippe heruntergerutscht und in einem Abfallhaufen gelandet, wo er nun zwischen den anderen langweiligen Ereignissen herumlag, die sich im Pfarreigelände abspielten.

Als ich wieder blutend auf dem Rasen vor der Schule lag, knapp ein Jahr später, da versuchte ich mir vorzustellen, wie ich als einäugige Maske, als egungun, von Osiki über die Pfade des Pfarreigeländes geführt würde, mein altes Zuhause besuchte und Tinu und Dipo damit überraschte, daß ich sie beim Namen rief.

Der Unfall ereignete sich während einer Rasenmähaktion der älteren Jungen. Die Kleineren spielten auf den Schulhöfen oder waren schon nach Hause gegangen. Osiki hätte mit den anderen Gras schneiden sollen, aber er war zu meinem inoffiziellen Bewacher avanciert, der mich nach der Schule nach Hause oder zu Mr. Olagbaju brachte und mich morgens abholte - als wäre ich

nicht schon vor zwei Jahren allein in die Schule gegangen. An diesem Nachmittag spielten wir miteinander, er rannte hinter mir her, immer rund um das Schulgebäude. Ich entwickelte langsam ein Gefühl für Geschwindigkeit; nicht, daß ich es hätte mit ihm aufnehmen können, aber ich konnte mich rascher wegducken als er sich umdrehen konnte, wenn er den Arm ausstreckte, um mich zu erhaschen. Ich war gerade um die Ecke gebogen, als ich aus dem Augenwinkel das Aufblitzen einer erhobenen Klinge sah.

Darunter war eine zusammengekauerte Gestalt, ihr Rücken mir zugewendet. Das war alles, was ich in dem kurzen Moment sehen konnte. Im nächsten Augenblick fühlte ich den scharfen Stich der Klinge in meinem Augenwinkel, der Tag war ausgelöscht in einer roten Flut, und blind fiel ich vornüber aufs Gesicht. Ich hörte Schreie von überallher.

Als ich mich auf den Rücken drehte und mir mit den Händen ins Gesicht faßte, waren sie sofort von der gleichen warmen, klebrigen Sturzflut überströmt, die auch meinen Salto im Garten des Kanonikus begleitet hatte. Ich lag still und spürte keinerlei Schmerz. Mein einziger Gedanke war, daß, wenn ich nicht so auf dem Rücken liegen blieb, mein Auge herausfallen und auf den Boden rollen würde.

Dann dachte ich, daß ich diesmal vielleicht wirklich sterben würde.

Da ich ganz offensichtlich ein Auge verloren hatte, versuchte ich mich zu erinnern, ob ich je eine einäugige Maske unter den *egungun* gesehen hatte, die wir über die Mauer beobachtet hatten. Ich hörte das Geräusch schwerer Füße, die zu mir gerannt kamen, dann erkannte ich die Stimmen der Lehrer, fühlte, wie man mich hochhob, ins Klassenzimmer trug und auf einen Tisch legte. Ich hörte, daß Mr. Olagbaju jemanden schickte, meinen Vater zu holen.

Aus all dem Lärm und Durcheinander fand ich heraus, daß ich genau in die Aufwärtsbewegung einer Machete hineingerannt war, die von einem Jungen geschwungen worden war, der, ganz auf sein Grasschneiden konzentriert, mir den Rücken zugekehrt hatte. Ich hörte, wie der verwirrte Junge Gott im Himmel anflehte, er möge ihn vor dem Stigma retten, zum Mörder geworden zu sein. Einer der Lehrer befahl ihm, den Mund zu halten, und schob ihn aus dem Raum. Als ich die Stimme meines Vaters vernahm, kam mir der Gedanke, das unverletzte

Auge zu öffnen - bis dahin hatte ich der Tatsache, daß nur ein und nicht beide Augen getroffen waren, noch keine Beachtung geschenkt. Ich wischte das Blut vom linken Auge und blinzelte damit. Die Lehrer standen im Halbkreis um den Tisch und schauten mich an, als sei ich bereits eine *odipan*-Maske und gerade dabei, mich zu verwandeln.

Ich tastete mich ab, um sicher zu gehen, daß es nicht bereits geschehen war, so merkwürdig beäugten mich all diese Augenpaare.

»Wie ist das passiert?« verlangte mein Vater zu wissen, während er die Wunde untersuchte. Ein Stimmengewirr erhob sich zu vielerlei Erklärungen. Ich fragte ihn: »Bin ich blind?«

Alle schrien sofort; »Halt still, Wole! Beweg dich nicht!« Ich wiederholte meine Frage, jetzt ganz sicher, daß ich nicht sterben würde, aber vielleicht würde ich gezwungen sein, mein Leben als Bettler zu fristen, so wie die blinden Männer, die manchmal, von kleinen Kindern geführt, die oft nicht größer waren als ich selbst, ins Pfarreigehöft kamen. In diesem Moment fiel mir ein, daß ich niemals ein kleines Kind gesehen hatte, das ein blindes Kind führte. Irgendjemand fragte: »Wo steckt eigentlich dieser Osiki?« Aber Osiki war verschwunden. Als es mich niederstreckte, war Osiki schnurstracks in der Richtung, die er eingeschlagen hatte, weitergerannt.

Er rannte - da war ich sicher - mit einer Geschwindigkeit, die seine schon normalerweise phänomenale Schnelligkeit noch weit übertraf.

Einige der größeren Jungen hatten versucht, ihn zu fangen - ich weiß nicht, warum -, aber Osiki ließ sie weit hinter sich und rannte schlank und leichtfüßig wie der Wind. Ich konnte ihn sehen, und der Anblick ließ mich lächeln. In Gedanken öffnete ich das verletzte Auge, und zu meiner Überraschung konnte ich damit sehen.

Erstaunte Ausrufe kamen von den besorgten Gesichtern, die sich näher drängten, um sich selbst zu überzeugen.

Die Haut des Lides war bis in den Augenwinkel hinein gespalten, doch der Augapfel war völlig unversehrt. Selbst die Blutung schien zum Stillstand gekommen zu sein. Ich hörte einen Lehrer hauchen «unmöglich». Mein Vater trat einen Schritt zurück

und starrte mich mit offenem Mund ungläubig an. Und dann fühlte ich mich sehr müde, ein Nebel schien meine Augen zu bedecken, und ich schlief ein.